



Pfarrer Niklaus Peter

Predigt vom Sonntag, dem 17. Juli 2016

Worte – gute, aufbauende, notwendige

*Redet, was gut ist, was erbaut und was notwendig ist,
damit es Segen bringe denen, die es hören.* Epheser 4,29

I.

Liebe Gemeinde

„Noch ehe wir den Mund zum Sprechen öffnen, öffnet die Sprache uns die Augen“ – mit diesem Aphorismus von Elazar Benyoëtz haben wir in der letzten Predigt (vom 26. Juni) über einen Vers von Psalm 119 zu verstehen versucht, wie wichtig Worte und Sprachen sind für unsere Wahrnehmung, wie kostbar und gut, aber auch wie gefährlich und abgründig Worte sein können – von welcher entscheidenden Bedeutung es deshalb ist, wie wir mit der Sprache umgehen.

Dein Wort bleibt ewig – dieser Satz aus dem Psalm 119 sagt es überschwänglich: Gottes Wort ist für uns die Voraussetzung für ein gelingendes Leben. Bevor wir als Kleinkinder zu sprechen anfangen, gab es schon Sprache, haben Eltern zu uns gesprochen, Lieder gesungen, Gebete gesagt – und nach christlichem Glauben ist Sprache deshalb im Tiefsten etwas, das mit Gott zu tun hat: Gott spricht uns Menschen an, und unser Leben nimmt diese oder jene Wendung, je nachdem ob und wie wir auf ihn antworten. Wenn wir seine Sprache lernen und sie im Herzen behalten, dann wird unsere Seele gesund. Denn es gibt auch andere Sprachen, und wenn wir in denen mitsprechen, mitschreien, mit ihnen denken und unsere Welt gestalten, dann kommt es nicht gut, dann nehmen unsere Seelen Schaden und unsere Gemeinschaften zerbrechen. Manchmal sind das leider auch religiöse Sprachen, die gefährlich, gewaltsam, blutrünstig sind.

Lassen Sie mich diesen Blick auf die Bedeutung von Sprache, weil das so wichtig ist, nochmals mit einem anderen Wortbild beschreiben. Der Kulturanthropologen Clifford Geertz hat einmal sehr einprägsam formuliert, der Mensch sei ein Tier, das in Sinnnetzen hänge, die es selber gesponnen habe. Ein zartes, schönes Bild, das uns Menschen für einen kurzen Augenblick als kleine Spinnen denkt und imaginiert, welche ständig mit Worten Sinnnetze spinnen, nach denen wir die Welt zu begreifen versuchen – selbstgesponnene Sinnnetze, in denen wir hängen. Unser Selbstverständnis, unsere Kultur funktioniert nur über solche Sinnfäden, solche feingliedrigen, strukturierten und auch verletzbaren Sinnsysteme. Diese zarten Netze, gesponnen aus Worten, sind von entscheidender Bedeutung dafür, was wir wahrnehmen, wie wir reagieren – und nicht nur unsere schöne Literatur, auch nicht nur der Schatz an biblischen Texten, die unsere Sicht auf die Welt formen und lenken, sondern die ganze Naturwissenschaft, alle staatlichen Gesetze und alle privaten Verträge – alles ist letztlich gesponnen aus diesen Seidenfäden von Worten. Ja, ich glaube, Clifford Geertz hat recht: “Man is an animal suspended in webs of significance”. Wir sind Sinn-Wesen!

II.

Welche Sprache des Menschlichen im übertragenen Sinne wir sprechen – also in welchen aus hauchfeinen Worten und Sätzen gesponnenen Sinnnetzen wir uns bewegen, das prägt unsere Moral und unsere Ethik, und deshalb finden wir in der Bibel an vielen Stellen Hinweise darauf, dass wir mit der Sprache sorgfältig umgehen sollten. Ganz klar hier im Epheserbrief des Paulus, wenn er an der Stelle, über die wir heute nachdenken, schreibt: *Redet, was gut ist, was erbaut und was notwendig ist, damit es Segen bringe denen, die es hören.* –

Vielleicht denken Sie jetzt: das klingt ja gut und recht, aber es ist ein wenig allgemein und etwas gar unspezifisch formuliert. Nun, so unspezifisch waren diese Worte damals nicht, als Paulus (oder einer seiner Mitarbeiter) sie schrieb. Wenn wir sie ernstnehmen, dann kommen wir sehr schnell in ganz konkrete Lebenszusammenhänge hinein. Denn zum Zeitpunkt, als dieser Brief geschrieben wurde, sass Paulus im Gefängnis, und wenn man fragt: weshalb? – so ist klar, nicht wegen einer Vergehens, sondern weil er die Botschaft von Christus predigte, dem Gekreuzigten, und damit von einer so grundlegend anderen Stärke in der Schwachheit, von Gottes Liebe sprach, eine radikale Botschaft. Und dabei nahm er eine Freiheit in Anspruch, welche die Machthaber damals nicht gewähren wollten.

Paulus hätte allen Grund gehabt, mit bitteren Worten über das zu schreiben, was ihm an Ungerechtigkeit widerfahren war, seine Leser in den jungen christlichen

Gemeinden aufzustacheln, zum Widerstand aufzurufen – aber nichts davon. Sein Brief, an Heidenchristen und Judenchristen gerichtet, spricht zuerst von der Dankbarkeit für das, was er als eine Berufung durch Christus erlebt hat, eine Berufung zu einem Leben, das geprägt ist von Christus, zu einer Weisheit, die unverwechselbar die Züge dieses Jesus von Nazaret trägt – ein Brief, in dem er seine theologischen Grundgedanken zusammenfasst. Er spricht vom Zusammenwachsen einer Gemeinschaft aus Juden und Heiden, einer Gemeinschaft, die einen menschlichen Massstab gefunden hat in der Gestalt, im Geist, im Leben dieses Jesus von Nazaret, dieses erneuerten Ebenbildes, und er formuliert einen überraschenden Gedanken, der später tiefe Wirkungen zeigen wird: Leib Christi zu sein, als christliche Gemeinde zu einer Körperschaft zu werden, in der die Weisheit, die Menschlichkeit, die Ethik Christi Chancen hat, verwirklicht zu werden: Was für ein starker, mitreissender Gedanke: Kirche als Leib Christ, als fast physische Präsenz Christi in dieser Welt! Und was den einzelnen Christen angeht, so prägt er ein anderes, ebenso überraschendes und mystisches Bild: Zieht den neuen Menschen an – schlüpft in diese neue Rolle, so wie man in ein Gewand schlüpft – lebt das, als sei das Eure neue Haut...

III.

Und jetzt übersetzt und konkretisiert Paulus in seinem Brief, wie man das im Umgang mit Sprache umsetzen sollte: Legt die Lüge ab, jene zwielichtige Form der Sprechens, mit der man die Wahrheit verbirgt, vielleicht aus Eigennutz, vielleicht aus Schwäche, vielleicht auch aus Verblendung – gebt dunklen Emotionen wie dem Zorn nicht nach – und dann jene klaren Sätze: *Redet, was gut ist, was erbaut und was notwendig ist, damit es Segen bringe denen, die es hören.*

Wir hatten vor einer Woche den Pfarrer und Präsidenten der presbyterianischen Kirche von Ruanda, Dr. Pascal Bataringaya, bei uns zu einem Vortrag. Auf eine bewegende Weise hat er geschildert, wie im Vorfeld des Völkermords in Ruanda der Hass geschürt, wie ganz gezielt Gegensätze aufgebaut worden waren – zwischen Huthus und Tutsis, als seien das ganz verschiedene Menschengruppen, verschiedene Ethnien und Völker. Dabei waren das ursprünglich einfach Bezeichnungen für Viehbesitzer und Handwerker (Töpfer). So konnte zuvor aus einem Huthu ein Tutsi werden oder aus Tutsis Huthus, wer vom Handwerker zum Viehbesitzer wurde oder umgekehrt... Und jetzt hiess es plötzlich, die einen seien Fremde, aus Äthiopien gekommen, sie müssten wieder dorthin zurückgetrieben werden, woher sie gekommen seien. – Sie merken: Mit der Sprache kann man Wirklichkeiten schaffen, und mit Sprachen des Hasses Menschen gegeneinander aufhetzen. Eindrücklich, wie Pastor Bataringaya erzählte, dass er

mit der Versöhnungsethik von Dietrich Bonhoeffer, mit dieser zutiefst von biblischen Mustern des Umdenkens, der Bereitschaft, Schuld einzugestehen, aber dann auch Vergebung auszusprechen oder Vergebung zu empfangen, die Wunden in seinem Land zu heilen versucht: Versöhnung heisst, miteinander auf eine ehrliche und gute Weise zu sprechen, damit der Frieden einkehren kann – auch in einem Land, das einstmals so vom Hass und Gewalt geprägt war.

IV.

Redet, was gut ist, was erbaut und was notwendig ist, damit es Segen bringe denen, die es hören – jetzt merken wir, dass diese Worte des Paulus nicht sanftes Gesäusel sind, unspezifisch, zu allgemein, sondern konkret das Leben verändern können. Das stärkste Gleichnis, welches uns ganz privat, aber auch in sozialen und politischen Zusammenhängen aufzeigt, welche Eigendynamik böse Worte haben können, habe ich schon einmal erzählt – erlauben Sie mir, es hier nochmals kurz zu erzählen:

Eine Frau, die böse, gehässige und verleumderische Worte über ihren Dorfpriester gesprochen hatte, kommt zu diesem alten Pater. Sie ist in sich gegangen, es tut ihr jetzt leid, und sie bittet um Vergebung. Er vergibt ihr. Aber weil Verzeihen nur dann Wirkung entfaltet, wenn man zuvor realisiert und eingesteht, was man mit seinen Worten und Taten angerichtet hat, auferlegt ihr der Priester folgende Buss/Umdenkens-Übung: Sie solle Federn eines schwarzen Huhnes in einen Korb legen, durchs Dorf gehen und alle sieben Schritte einige davon verstreuen, danach auf den Kirchturm steigen und die restlichen im Korb ganz ausschütten – und dann wiederkommen. Als sie wiederkommt, sagte er zu ihr: Und jetzt sammle alle Federn wieder ein! Worauf sie entsetzt antwortet: Aber das ist vollkommen unmöglich, all diese schwarzen Federn sind inzwischen vom Wind verblasen und unauffindbar verstreut. Ja, sagt ihr der Priester, darum ging es mir. Denn genauso geht es mit bösen und verleumderischen Worten, die wir ausstreuen!

Liebe Gemeinde, ist das nicht doch sehr konkret, und gerade in der gegensätzlichen Konturierung zu unserer Geschichte anschaulich und hilfreich? Hier die schwarzen Federn, die vom Wind zerstreut, verblasen werden und unkontrollierbar weiterwirken, dort die klare Rat des Paulus, dass Worte dann gut sind, wie sie aufbauen, wenn sie Menschen zusammenbringen – so aufbauen, wie eine dauerhafte Gemeinschaft aufgebaut wird: *Redet, was gut ist, was erbaut und was notwendig ist, damit es Segen bringe denen, die es hören.* Amen.